

## Dienst und Verführung

### Überlegungen zur Kommentierung des Briefs „An die Philipper“

SAMUEL VOLLENWEIDER

Es ist einladend, Texte mit *Landschaften* zu vergleichen und sie, ganz im Sinn des *spatial turn*, als räumlich strukturierte Gebilde wahrzunehmen. Für Literaturen aus vergangenen Zeiten ist es dabei ratsam, sich nicht auf Festland und Kontinente zu beschränken. Mit der literarischen Hinterlassenschaft des Urchristentums lässt sich weit besser ein Archipel assoziieren, eine Gruppe von Inseln samt dem Meerbereich, in den sie eingebettet sind. Die einzelnen Inseln bilden mehr oder weniger zufällig erhaltene Restbestände einer sehr viel größeren Landmasse, die unter dem Meeresspiegel liegt. Die Aufgabe der Ozeanographie, die nicht sichtbare Topographie zu kartographieren, übernimmt im Fall der urchristlichen Literaturgeschichte die historische Rekonstruktion. Der mutmaßlich weit größere Teil der Landschaft besteht aus unterseeischen Gebieten – wir müssen mit einem erheblichen Verlust der damals produzierten Texte rechnen.

Der Philipperbrief, seinem Umfang nach der zweitgrößte der für authentisch erachteten „kleinen Paulinen“, bildet eine ganz besondere Insel. Erkundet man dieses Eiland aus der Luftperspektive, so wird seine Topographie von einem mächtigen einzelnen Berg, dem sogenannten Christushymnus (2,5–11), dominiert. Das Recht zu diesem Gleichnis gibt uns nicht nur die schiere Masse der exegetischen Forschungsliteratur, sondern noch mehr die Wirkungsgeschichte: Wie nirgends sonst kumulieren sich die von Stellenregistern und Suchmasken gebotenen *impacts* in 2,5–11. Erlaubt man sich, noch ein Stück weiter zu imaginieren, so darf man an einen erloschenen (oder tief schlafenden) Vulkan denken, einen beredten Zeugen archaischer Tektonik: Der „Philipperhymnus“ stellt ein Textgebilde dar, das sich einerseits elementaren Bewegungen in der ältesten Theologie und Mythologie des Urchristentums verdankt und andererseits ein dichtes Sinnpotential inkorporiert, das immer wieder neue theologische Aufbrüche stimuliert hat – etwa in Gestalt kenotischer Christologien und Gotteslehren.

Aber da ist nicht der gewaltige Berg allein. Was wir im dritten Kapitel lesen, gleicht einer titanischen Schlucht, in der schwindelnde Abgründe

und subtile Höhen unmittelbar nebeneinander stehen – wie eine Miniatur der zerklüfteten Textlandschaften, die wir aus dem Galater- und dem Römerbrief besser kennen. Es kommen ausgesprochen liebliche Landschaften dazu, die die von Freundschaft, Zuneigung und Sehnsucht bestimmten Kommunikationsprozesse zwischen dem Apostel und seiner Lieblingsgemeinde abbilden (ohne dass man Dissonanzen auszublenden braucht). Unsere Insel wartet auch mit Strandbuchten auf, an denen Nebelbänke den klaren Blick auf den Horizont, wo sich Himmel und Meer berühren, verhindern: Immer wieder drückt der Philipperbrief Unsicherheit aus – Erwartungen, Hoffnungen und Befürchtungen angesichts einer unbekannteren Zukunft – und setzt im Gegenzug auf die Freude.<sup>1</sup> Eine besondere Anziehungskraft übt eine belebte Hafenszene aus: Im „danklosen Dank“ von 4,10–20 ist merkantile Metaphorik mit Händen zu greifen.

Sodann zieht die unterseeische Landschaft, in die die Insel eingebettet ist, den suchenden Blick auf sich, die Meeresrücken, auf denen weitere Inseln aufruhren, die Reliefs, Sedimente und Abhänge – also die Beziehungen zu anderen Paulusbriefen, die vielfach unbekannteren Traditionsfelder, und überhaupt die großen *trajectories* urchristlicher Theologiegeschichte(n). Schließlich bietet sich die makrotopographische Perspektive an, der Zusammenhang unseres Archipels (zumal des paulinischen Sektors) mit den grossen Kontinenten und deren Schelfbereichen – die Einbettung der urchristlichen Kultur(en) in der übergreifenden Globalkultur der frühen Kaiserzeit und ihren jüdischen Partialkulturen.

## 1 Der Kommentar – ein Genre mit Sonderstatus

Für den Besuch einer Insel dieser Art bietet sich ein Reiseführer an, sei er lebendig oder gedruckt. In unserem Gleichnis steht dieser natürlich für den Kommentar. Wer sich aufmacht, ein derartiges Buch zu verfassen, sieht sich in manche Spannungsfelder versetzt. Da sind zuerst die Spielregeln für das Genre Kommentar zu nennen. Anders als ein leichtfüßiger Aufsatz, der etwa eine überkommene Forschungsposition hinterfragt, oder eine wuchtige Monographie, die ein Thema umfassend bearbeitet und im besten Fall die Forschungslandschaft neu strukturiert, nimmt sich der Kommentar weniger innovativ und damit weniger zukunfts offen aus: Sein primäres Ziel ist es, die Leserschaft über den aktuellen Stand der Dinge zu informieren, und dies im Rückgang auf eine umfassende Forschungsgeschichte. Der Kommentar hat es also zunächst mit dem Geschäft der Bilanzierung zu

---

<sup>1</sup> Den Stellenwert der „Freude“ im Phil, der seit je Aufmerksamkeit erzeugt hat, arbeiten Petra von Gemünden und Anke Inselmann in diesem Band vor dem Hintergrund antiker Affektenlehre und insbesondere der Affektsteuerung heraus.

tun, sein spezifischer Zeitmodus ist die *Gegenwart*, die er sich als Ertrag einer näheren wie einer fernerer Vergangenheit erschließt.<sup>2</sup>

Als fast noch wichtiger darf ein weiterer Spannungsbogen gelten, der die Textsorte Kommentar kennzeichnet: der immer neu zu suchende und zu wagende Gang zwischen zwei Angeboten an die Leserschaft, nämlich zwischen *Dienst* und *Verführung*. Das Moment des Diensts ist augenfällig: Ein Kommentar dient zweien Herren, der Leserschaft und seinem Text. Seinen Lesern soll er diejenigen sachlichen Informationen anbieten, die sie suchen oder die sie benötigen, um den Text angemessen zu verstehen.<sup>3</sup> Noch mehr aber steht der Kommentator in der Schuld seines Textes, kann sich dieser doch anders als die Leserschaft nicht selber wehren. Beides fordert dem Verfasser bekanntlich ein erhebliches Maß an Selbstüberwindung und Lustverzicht ab. Die Regel von Phil 2,3f. ist hier wirklich einschlägig! Mit dem Dienst allein ist es freilich nicht getan. Wer seiner Leserschaft nur zu Diensten ist, evoziert die Gefahr der Langeweile, dem ärgsten Laster der von Redundanz verfolgten neutestamentlichen Wissenschaft. Mit der Verführung nähert sich der Kommentator wieder dem provokanten Essay und der bahnbrechenden Monographie an. Einem Kommentar ohne innovativem Profil und ohne programmatischer Bestimmung eines Leitthemas fehlt das Salz – und er wird es ganz besonders schwer haben, den Lieblingstraum der Kommentatoren zu erfüllen: nämlich seine Leserschaft für die hingebungsvolle Lektüre des Ganzen zu gewinnen.<sup>4</sup> Wo das Werk aber gelingt, hat der Ausleger seine Leser nicht nur zum Verweilen in seinem eigenen Skript verführt, sondern auch zur dichterem Wahr-

---

<sup>2</sup> Allerdings: Gerade das Kommentieren führt ins Feld des Unabgeschlossenen und damit der offenen Zukunft, wie Hans Ulrich Gumbrecht zu bedenken gibt: „Beim Kommentar [...] handelt es sich anscheinend um einen Diskurs, der nachgerade per definitionem nie sein Ende erreicht.“ Der Kommentator ist „niemals sicher, welches die Bedürfnisse (d. h. die Lücken im Wissen) der Benutzer seines Kommentars sein werden. Einerlei, wie sorgfältig er sich um die Bedürfnisse des aus seiner Sicht zeitgenössischen Teils der potentiellen Leser des betreffenden Texts kümmern mag, nie wird er imstande sein vorherzusehen, was eigentlich den Lesern der nächsten Generation erklärt werden muß - und hauptsächlich aufgrund dieses Umstands ist das Kommentieren eine Tätigkeit und ein Diskurs, bei dem die Unabgeschlossenheit im Wesen der Sache liegt“: H. U. GUMBRECHT, *Die Macht der Philologie. Über einen verborgenen Impuls im wissenschaftlichen Umgang mit Texten*, dt. Übs. Frankfurt a. M. 2003, 70f.

<sup>3</sup> Und natürlich gilt hier das Bonmot, dass der Leser im Kommentar Antworten bekommt auf Fragen, die er nicht gestellt hat, während seine eigenen Fragen keine Antworten finden.

<sup>4</sup> Nur am Rand sei angemerkt, dass dabei auch der Umfang eine wesentliche Rolle spielt. Die Abschreckung ist bekanntermaßen zweiseitig – auf Konsumenten- wie auf Verlegerseite. Das gilt noch mehr für eine Kundschaft, deren mediale Lesegewohnheiten zunehmend von 160 Zeichen-Quanten bzw. -Kontingenten gesteuert sind.

nehmung des Textes selber. Spätestens hier mutiert die Verführung wieder zum Dienst.

## 2 Meilensteine und Monumente

Wenden wir uns nun unserer Textlandschaft, dem Philipperbrief, zu. Wie bei jedem biblischen Buch sieht sich der Ausleger Kommentarklassikern gegenüber, die nichts weniger als Benchmarks repräsentieren.

An erster Stelle rangiert hier der Kommentar von *Ernst Lohmeyer* (1930).<sup>5</sup> Stilistisch meisterhaft verfasst ist er an Eigenwilligkeit kaum zu übertreffen. Lohmeyer liest den Philipperbrief ganz aus der Perspektive des Martyriums, und zwar sowohl des Apostels selber wie der philippischen Gemeinde.<sup>6</sup> Nahezu alle Besonderheiten des (in Caesarea verfassten) Philipperbriefs, die die Forschung teilweise zu literarkritischen Operationen provoziert hat, werden konsequent enggeführt über das Martyrium – dies gilt sogar von der „strengen Geschlossenheit des inneren Aufbaus“, von der persönlich gehaltenen Diktion wie von der „Vagheit der brieflichen Haltung“.<sup>7</sup> Lohmeyers konsequent martyrologische Situierung des

---

<sup>5</sup> E. LOHMEYER, *Der Brief an die Philipper*, KEK 9/1, Göttingen <sup>14</sup>1974. – Wir danken diesem Verfasser auch einen anderen, sehr wichtigen Beitrag zur Forschung am Philipperbrief: E. LOHMEYER, *Kyrios Jesus. Eine Untersuchung zu Phil. 2, 5–11*, SHAW.PH 4, Heidelberg 1928 (Nachdruck 1961). Lohmeyer stellt hier als erster die Hypothese vor, dass es sich bei Phil 2,6–11 um einen vorpaulinischen jüden- und urchristlichen Psalm handelt (7–11). Er legt diese Hypothese auch seiner Kommentierung zugrunde (LOHMEYER, *Philipper*, 8.90–99). Zum Stellenwert dieses Modells vgl. R. BRUCKER, „Songs“, „Hymns“, and „Encomia“ in the New Testament?, in: C. Leonhard / H. Löhr (Hg.), *Literature or Liturgy? Early Christian Hymns and Prayers in their Literary and Liturgical Context in Antiquity*, WUNT 2/363, Tübingen 2014, 1–14. Zur Würdigung von Lohmeyers Lebenswerk und seiner Gelehrtenpersönlichkeit vgl. W. OTTO, *Freiheit in der Gebundenheit. Zur Erinnerung an den Theologen Ernst Lohmeyer anlässlich seines 100. Geburtstages*, Göttingen 1990.

<sup>6</sup> LOHMEYER, *Philipper* (s. Anm. 5), 3–5 („Es ist die einzigartige Situation des Martyriums, durch die Apostel und Gemeinde ebenso verbunden wie geschieden sind“; „jetzt, wo ein Märtyrer zu Märtyrern spricht“, 5).

<sup>7</sup> LOHMEYER, *Philipper* (s. Anm. 5), 5–8. Lohmeyer reagiert hier auch auf Ferdinand Christian Baur, der den Philipperbrief für eine Fälschung erklärt hat, etwa unter Berufung auf seine „Subjectivität des Gefühls“, „die monotone Wiederholung des zuvor schon Gesagten“, „den Mangel an einem tiefer eingreifenden Zusammenhang, und eine gewisse Gedankenarmuth“ (F. C. BAUR, *Paulus, der Apostel Jesu Christi. Sein Leben und Wirken, seine Briefe und seine Lehre. Ein Beitrag zu einer kritischen Geschichte des Urchristentums*, Band 2, Leipzig <sup>2</sup>1867, 59). Benjamin Schliesser erinnert mich an die augenzwinkernde Reaktion von Johann Peter Lange auf Baus Urteil der „Gedankenarmuth“: „Wir denken uns die Congregation der Theologen durch diese Stelle zu einem bescheidenen Gelächter gestimmt und halten es wider den Anstand, den gedrückten,

Philipperbriefs hat zwar keine nennenswerte Gefolgschaft gefunden, aber die Leidensthematik spielt auch in neueren Auslegungen eine bedeutsame Rolle.<sup>8</sup>

Im deutschen Sprachraum sind es vor allem zwei Kommentare, die sich als verlässliche „Reiseführer“ bewährt haben, u. a. deshalb, weil sie zu jeweils ihrer Zeit so etwas wie einen weitgespannten Konsens (allerdings mit mehreren Optionen) wiedergeben. *Joachim Gnilka* arbeitete 1968 mit einem einfachen literarkritischen Modell,<sup>9</sup> situierte den einen von zwei Briefen in der ephesinischen Gefangenschaft und identifizierte die Gegner von Kapitel 3 mit judenchristlichen „Häretikern“. *Ulrich Müller* dokumentiert 1993 mit seiner Entscheidung für die literarische Integrität den weiträumigen Umschwung der Forschungstrends; ähnlich wie Gnilka geht der Verfasser davon aus, dass der Brief aus Ephesus stammt und sich mit judaistischen, d. h. christlichen, Missionaren auseinandersetzt.<sup>10</sup> Beide Kommentare sind mittlerweile durch erhebliche Umbrüche in der Forschungslandschaft ein gutes Stück weit überholt: die Bereitstellung der philippischen Inschriften durch Peter Pilhofer<sup>11</sup> und die sozialgeschichtlichen Ansätze der letzten beiden Dekaden.<sup>12</sup>

---

gedankenarmen Verfasser gegen seinen vornehmen Kritiker in Schutz zu nehmen“ (J. P. LANGE, *Die Geschichte der Kirche, Erster Theil: Das Apostolische Zeitalter*, Band 1, Braunschweig 1853, 132).

<sup>8</sup> Vgl. N. WALTER, *Die Philipper und das Leiden*. Aus den Anfängen einer heidenchristlichen Gemeinde, in: R. Schnackenburg / J. Ernst / J. Wanke (Hg.), *Die Kirche des Anfangs* (FS H. Schürmann), Freiburg i. Br. 1978, 417–443; DERS., *Der Brief an die Philipper*, in: ders. / E. Reinmuth / P. Lampe, *Die Briefe an die Philipper, Thessalonicher und an Philemon*, NTD 8/2, Göttingen 1998, 9–101; H. WOJTKOWIAK, *Christologie und Ethik im Philipperbrief*. Studien zur Handlungsorientierung einer frühchristlichen Gemeinde in paganer Umwelt, FRLANT 243, Göttingen 2012, 231–250.269–274.294–296.

<sup>9</sup> Joachim Gnilka rechnet mit lediglich zwei Briefen: J. GNILKA, *Der Philipperbrief*, HThK 10/3, Freiburg i. Br. 1968 (<sup>4</sup>1987), 10.

<sup>10</sup> U. B. MÜLLER, *Der Brief des Paulus an die Philipper*, ThHK 11/1, Leipzig <sup>2</sup>2002. Müller hält den Philipperbrief für etwas später verfasst als den Galaterbrief (25).

<sup>11</sup> P. PILHOFER, *Philippi*, Band 2: *Katalog der Inschriften von Philippi*, WUNT 119, Tübingen 2000 (<sup>2</sup>2009). Zu beachten ist die Erlanger Datenbank (<http://www.philipoi.de/>). – Die Erstauflage von Pilhofers Inschriftenausgabe hat von zünftiger Seite geharnischte Kritik gefunden: M. ZAHNNT, *ThLZ* 127 (2002), 621–623. Trotz mancher kritischer Punkte (worauf Pilhofer in der zweiten Auflage selber reagiert hat), ist die Ausgabe überaus nützlich; vgl. die Internet-Rezension der Zweitaufgabe durch F. DAUBNER: *sehpunkte* 10 (2010), Nr. 9 (<http://www.sehpunkte.de/2010/09/17393.html>) und meine seinerzeitige Besprechung: *BZ* 46 (2002), 149f. sowie J. BARTELS, *ByZ* 95 (2002), 710f. – Korrigierend und vor allem ergänzend zu Pilhofer ist nun zu berücksichtigen die neue Inschriften-Sammlung von C. BRÉLAZ (Hg.), *Corpus des inscriptions grecques et latines de Philippes, Tome II: La colonie romaine, Partie 1: La vie publique de la colonie*, École française d’Athènes. *Études épigraphiques* 6, Paris 2014 (hier findet sich auch eine kritische Würdigung der Ausgabe Pilhofers, 27f.).

<sup>12</sup> Zu letzteren siehe den Beitrag von Benjamin Schliesser in diesem Band.

Nicht unerwähnt bleiben darf der feinsinnige knappe Kommentar von *Nikolaus Walter* (1998).<sup>13</sup> Walter teilt einige Grundannahmen der jüngeren deutschsprachigen Exegese – der Entstehungsort ist Ephesus; der Philipperbrief ist aus drei Briefen zusammengesetzt. Anders als die beiden zuvor genannten Kommentare arbeitet Walter ein spezifisches thematisches Profil heraus – genauer ein ganzes Bündel an theologischen Themen<sup>14</sup> – und richtet den Auslegungsfokus vor allem auf das Leiden, mit dem die heidenchristlichen Philipper konfrontiert sind.

Wenden wir uns dem englischsprachigen Raum zu, so ragt aus dem 19. Jh. ein Klassiker heraus: die knappe Kommentierung des griechischen Philippertexts durch den Bischof von Durham, *Joseph B. Lightfoot* (1868).<sup>15</sup> Auf engem Raum diskutiert der einflussreiche Gelehrte zahlreiche Interpretationsfragen, die er mit klugem Urteil zu entscheiden versteht. Der Philipperbrief selber wird früh in der römischen Gefangenschaft – wohl gemerkt: der ersten – platziert.<sup>16</sup> Lightfoot versteht den Philipperbrief als „the least dogmatic of the Apostle’s letters“ (viii), ganz im Unterschied zum Galaterbrief, den er zuvor ausgelegt hat.<sup>17</sup> Eben als rundweg normales, nichtdogmatisches Schreiben führt uns der Philipperbrief in das Innerste des Evangeliums;<sup>18</sup> er schützt dieses vor einer moralistischen Engführung und stellt uns „a Person and a Life“ vor Augen. Von besonderem Interesse ist Lightfoot’s Kommentar aber durch mehrere Essays, die in lockerem Zusammenhang mit dem Philipperbrief stehen: Neben einer materialreichen Abhandlung zum „Christian Ministry“,<sup>19</sup> angedockt an die

---

<sup>13</sup> WALTER, Philipper (s. Anm. 8).

<sup>14</sup> WALTER, Philipper (s. Anm. 8) 20–26.

<sup>15</sup> J. B. LIGHTFOOT, *St. Paul’s Epistle to the Philippians. A Revised Text with Introduction, Notes and Dissertations*, London 1868. Der Kommentar ist vielfach aufgelegt und streckenweise aufdatiert worden; ich benütze die 8. Auflage von 1888. Dem Historiker und Exegeten hat ein gediegenes kleines Denkmal gesetzt C. K. BARRETT, *Joseph Barber Lightfoot as Biblical Commentator*, in: ders., *Jesus and the Word and other Essays*, Edinburgh 1995, 15–34.

<sup>16</sup> Die Besprechung von Lokalisierung und Datierung verbindet sich mit ausführlichen Erwägungen zur Geschichte des Urchristentums im neronischen Rom (LIGHTFOOT, *Philippians* [s. Anm. 15], 1–46).

<sup>17</sup> Für Kommentatoren findet der Bischof ermunternde Worte: „The Epistle to the Philippians presents an easier task to an editor than almost any of St Paul’s Epistles. The readings are for the most part obvious; and only in a few passages does he meet with very serious difficulties of interpretation“ (LIGHTFOOT, *Philippians* [s. Anm. 15], vii–viii).

<sup>18</sup> „The Philippian Epistle may be taken to exhibit the normal type of the Apostle’s teaching, when not determined and limited by individual circumstances, and thus to present the essential substance of the Gospel. Dogmatic forms are the buttresses or the scaffold-poles of the building, not the building itself“ (LIGHTFOOT, *Philippians* [s. Anm. 15], ix).

<sup>19</sup> LIGHTFOOT, *Philippians* (s. Anm. 15), 181–269 samt der „additional note“ 349f. Zum Zusammenhang mit Lightfoots kirchlicher Wirksamkeit vgl. G. R. TRELOAR, *Light-*

„Episkopen und Diakone“ von 1,2 und bereichert durch die intensive Pionierarbeit an den Apostolischen Vätern, findet sich eine systematische Untersuchung zum Verhältnis von Stoa und Urchristentum, zentriert um das Verhältnis von Seneca und Paulus.<sup>20</sup> Das Urteil über die Stoiker, und zumal über Seneca, fällt gar nicht günstig aus; vor allem wird die Stoa als wirkungslos und solitär disqualifiziert; „it was a staff of professors without classes“ (319).<sup>21</sup> Und geradezu stoisch wird ihre Resonanzschwäche auf eine falsche kognitive Annahme zurückgeführt, nämlich auf eine theologische Überzeugung: Der Pantheismus erweist sich als „the fundamental and invincible error of Stoic philosophy“ (319). Wir sind damit definitiv ins England des 19. Jh. zurückgekehrt, wo der Bischof das Evangelium gegen Materialismus, Pantheismus und Atheismus verteidigt.<sup>22</sup>

Aus Amerika liegen uns mehrere überaus verlässliche Wegführer für die Textlandschaft des Philipperbriefs vor. Zwei von ihnen lassen sich zusammen nennen, da sie einen „konservativen“ Standpunkt (was bei der Frage des Entstehungsorts die Entscheidung für Rom begünstigt) mit einem erheblichen Aufwand zur Besprechung meist klassischer exegetischer Fragen und Alternativen verbinden. Unser recht kurzer Brief mit seinen acht oder neun Nestle-Seiten schlägt deshalb mit jeweils mehr als 500 oder sogar 600 Kommentarseiten zu Buche! *Peter T. O'Brien* (1994), dem wir auch eine wertvolle Monographie zum Formular der paulinischen „Thanksgivings“ verdanken, legt eine Interpretation vor, die in mustergültiger Weise die jeweiligen Auslegungsoptionen referiert, um dann in sachtem Abwägen eine Entscheidung zu fällen.<sup>23</sup> Ähnliches gilt für den Kom-

---

foot the Historian. The Nature and Role of History in the Life and Thought of J. B. Lightfoot (1828–1884) as Churchman and Scholar, WUNT II/103, Tübingen 1998, 200–209. Zu Lightfoots Auseinandersetzung mit F. C. Baur und seiner Schule vgl. M. HENGEL, Bischof Lightfoot und die Tübinger Schule, in: ders., Theologische, historische und biographische Skizzen. Kleine Schriften VII, WUNT 253, Tübingen 2010, 448–479.

<sup>20</sup> LIGHTFOOT, Philippians (s. Anm. 15), 270–328: „St Paul and Seneca“, ergänzt durch eine Untersuchung zum apokryphen Briefwechsel (329–333). Zur Frage stoischer Modelle und ihrem Stellenwert speziell für den Philipperbrief vgl. Troels Engberg-Pedersen in diesem Band. Es ist augenfällig, wie sich Engberg-Pedersens differenzierte Komparatistik weit von den doch recht groben Schematismen Lightfoots entfernt hat. Zur unterschiedlichen Einschätzung speziell der Freude als Emotion im Philipperbrief und in der Stoa vgl. Petra von Gemünden in diesem Band.

<sup>21</sup> Vgl. LIGHTFOOT, Philippians (s. Anm. 15), 322: „It took a firm hold on a few solitary spirits, but it was wholly powerless with the masses.“ Der Schlusssatz lässt an Deutlichkeit nichts zu wünschen übrig: „Its noblest branches bore neither flowers nor fruit, because there was no parent stem from which they could draw fresh sap“ (328).

<sup>22</sup> Vgl. dazu TRELOAR, Lightfoot the Historian (s. Anm. 19), 126–128.

<sup>23</sup> P. T. O'BRIEN, The Epistle to the Philippians. A Commentary on the Greek Text, NIGTC, Grand Rapids 1991; DERS., Introductory Thanksgivings in the Letters of Paul, NT.S 49, Leiden 1977.

mentar von *Gordon D. Fee* (1995), der im Vorwort seine Leserschaft sogar vorwarnen zu müssen glaubt, „that there is nothing new“.<sup>24</sup> Ihnen beiden an die Seite zu stellen ist die Auslegung von *Gerald F. Hawthorne* (1983), die von *Ralph P. Martin*, dem Historiographen der Forschung zum „Carmen Christi“, entsagungsvoll überarbeitet worden ist (2004).<sup>25</sup> Der Philipperbrief wird hier in Caesarea (Hawthorne) oder Ephesus (Martin) verortet.

So informativ wie anregend nimmt sich der recht knapp gehaltene Kommentar von *Markus Bockmuehl* aus (1998).<sup>26</sup> Sein Verfasser berücksichtigt nicht nur die neueren Forschungen zum spezifischen Charakter der römischen Kolonie Philippi, sondern verbindet ein dezidiert theologisches Interesse<sup>27</sup> mit der Aufmerksamkeit für wirkungsgeschichtliche Dimensionen. Für mich ist diese exzellente Auslegung bis heute meist die erste Adresse, zu deren Konsultation ich Interessierte und Studierende ermuntere.<sup>28</sup> Das Gegenstück zu diesem Musterstück an Verdichtung ist der monumentale Kommentar von *John Reumann* (2008).<sup>29</sup> Sein Verfasser ist über der Arbeit an unserem Brief verstorben; man merkt es der ehrfurchtgebietenden Auslegung an, dass sie ihre finale Form nicht mehr finden konnte. Auf den über 800 Seiten, nur etwa der Hälfte des ursprünglichen Umfangs (!), ist eine geradezu unglaubliche Fülle von Material erfasst worden; auch nicht-englischsprachige Literatur und breite Massen antiker Texte werden detailliert berücksichtigt. Leserlenkung und auktoriale Entscheidungen verlieren sich im Labyrinth von Notizen und Textbausteinen, dazu kommen zahllose störende Druckfehler. Wer sich aber, gerade als nachgeborener Ausleger, aufmacht, in diesen ressourcenreichen Steinbruch einzudringen, bekommt erschöpfend Auskunft über nahezu alle Aspekte der Auslegungsprobleme unseres Briefs.<sup>30</sup> Mit der Entscheidung für ein relativ kom-

<sup>24</sup> G. D. FEE, *Paul's Letter to the Philippians*, NICNT, Grand Rapids 1995, xii.

<sup>25</sup> G. HAWTHORNE / R. P. MARTIN, *Philippians*, WBC 43, Nashville 2004. R. P. MARTIN, *Carmen Christi. Philippians 2:5–11 in Recent Interpretation and in the Setting of Early Christian Worship*, MSSNTS 4, Cambridge 1967 (<sup>2</sup>1983); die dritte Auflage erschien unter dem Titel *A Hymn of Christ. Philippians 2:5–11 in Recent Interpretation and in the Setting of Early Christian Worship*, Downers Grove 1997.

<sup>26</sup> M. BOCKMUEHL, *The Epistle to the Philippians*, BNTC, London 1998.

<sup>27</sup> Vgl. BOCKMUEHL, *Philippians* (s. Anm. 26), 40: „Certain recent specialist accounts of Philippians are in danger of losing sight of the fact that Paul's own account of his relationship with his addressees is emphatically theological and christological from beginning to end.“

<sup>28</sup> Platziert wird der Briefautor in Rom – unter den zur Verfügung stehenden schlechten Optionen die beste (BOCKMUEHL, *Philippians* [s. Anm. 26], 32).

<sup>29</sup> J. REUMANN, *Philippians. A New Translation with Introduction and Commentary*, AncB 33B, New Haven 2008. Vgl. dazu die Rezension von J. D. G. DUNN, RBL 08/2009: [http://www.bookreviews.org/pdf/6946\\_7526.pdf](http://www.bookreviews.org/pdf/6946_7526.pdf)

<sup>30</sup> Reumann lokalisiert Teile des Philipperbriefs in Ephesus (REUMANN, *Philippians* [s. Anm. 29], 3.16f.).

pliziertes literarkritisches Modell samt einer späteren Redaktion in Philippi sowie mit der These, dass es sich beim Christus-Enkomion um ein von den Philippnern selber produziertes Textstück handelt,<sup>31</sup> steht der Kommentar etwas isoliert in der jüngeren Auslegungslandschaft.

### 3 Wegkreuzungen und Wegscheiden

Im Folgenden versuche ich, einige methodologische Pflöcke für meine projektierte Kommentierung des Philipperbriefs im Rahmen des Evangelisch-Katholischen Kommentars (EKK) einzuschlagen.

Nur kurz halten wir uns bei den Standardoptionen auf. Die Attraktivität *literarkritischer Operationen* hat in den letzten Dekaden spürbar abgenommen – womöglich so stark, dass man geradezu eine Trendwende wieder hin zu einem Revival von Teilungshypothesen prognostizieren darf. Bei den Paulusbriefen drängen sich literarkritische Dekonstruktionen m. E. nur beim 2. Korintherbrief auf. In jedem Fall sollte man anstelle von komplizierten Verschachtelungshypothesen einfache, ‚parataktische‘ Modelle privilegieren. Bei den Problemen, die etwa der 1. Korintherbrief oder eben der Philipperbrief aufwerfen, ist man – anstatt mit Kanonen auf Spatzen zu schießen – besser beraten, andere Lösungen zu suchen: Literarkritische Modelle sind wissenschaftsökonomisch recht aufwendig; die Beweislast liegt ganz eindeutig bei den Verfechtern einer Teilungshypothese, nicht bei den Vertretern der literarischen Integrität. Bei einem Gefangenschaftsbrief kommen zudem Kontingenzen bzw. Unwägbarkeiten besonderer Art hinzu, die längst aus dem uns erschließbaren Ereignishorizont verschwunden sind. Selbst Verlegenheitsauskünfte wie die früher gern beschworenen Diktierpausen, neuen Nachrichten oder schlaflosen Nächten sind im Einzelfall das kleinere Übel im Vergleich mit redaktionellen Manipulationen in der sehr frühen Überlieferungsgeschichte. Wie immer der Kommentator sich entscheiden wird: Seine Auslegung hat dem Philipperbrief als integer überliefertem Text gerecht zu werden und ihn auf dieser Ebene verständlich zu machen.

Die Entscheidungen hinsichtlich der *Entstehungsumstände* des Philipperbriefs, speziell bei der Fixierung von *Ort und Zeit*, verlangen dem Aus-

---

<sup>31</sup> Vgl. REUMANN, Philippians (s. Anm. 29), 333: „Our working theory: Paul employs in vv. 6–11 an encomium the Philippians had worked out to use in mission proclamation about Christ and God in their Greco-Roman world“ (vgl. 362–365). Die Hypothese geht zurück auf W. SCHENK, Die Philipperbriefe des Paulus. Kommentar, Stuttgart 1984, 175 u. ö. („Herkunft dieses Stückes aus der philippischen Gemeinde [...], das Paulus kommentiert und zur verstärkenden Begründung seiner gemeindeinternen Mahnungen an sie zurückschickt“).

leger besondere Sensibilität ab, muss er doch die Briefsituation gleichsam multilateral zum Leben erwecken statt sich auf eine einzige Option zu fixieren. Von den bekannten drei Möglichkeiten einer Gefangenschaft – Ephesus, Caesarea und Rom – darf man die mittlere wohl ausscheiden oder vorderhand deaktivieren. Entscheidet man sich für die *ephesinische* Hypothese, kauft man sich gleich mehrere Vorteile ein. Der Philipperbrief ließe sich in naher zeitlicher – und damit auch ein gutes Stück weit in thematischer – Nachbarschaft zum 2. Korintherbrief einerseits, zum Galaterbrief andererseits lesen (letzterer käme vor allem dem Verständnis von Kapitel 3 zugute). Dazu kommt die besondere Nähe zum Philemonbrief, bei dem starke Argumente für eine Abfassung in Ephesus sprechen. Andererseits ist die Ephesus-Hypothese mit dem schwer wiegenden Nachteil befrachtet, dass sie die entsprechende Gefangenschaft postulieren muss; die von 2Kor 1,8–10 gebotenen Indizien sind wenig belastungsfähig. Setzt man auf die (oder: eine) *römische* Gefangenschaft, nimmt man zwar einige Nachteile in Kauf.<sup>32</sup> Vor allem die Logistik macht Probleme, nämlich die vorauszusetzenden längeren Reisewege. Im Gegenzug ist der spezielle Mobilitätsstatus der Stadt Rom ins Feld zu führen. Vor allem aber eröffnen sich dem Interpreten ausgesprochen attraktive Perspektiven.<sup>33</sup> Die Allianz mit der altchristlichen Tradition ist dabei noch das Geringste. Viel bedeutsamer ist der Sachverhalt, dass wir im Philipperbrief den letzten erhaltenen Paulusbrief zu erkennen hätten, dem dann nahezu ein testamentarischer Charakter zukäme.<sup>34</sup> Die Wahrnehmung eines spezifischen Profils von *Romanitas* und, damit verbunden, einer impliziten politischen Theologie würde durch diese Lokalisierung markant verstärkt. Bei der Identifizierung von theologischen Akzentverschiebungen oder sogar „Wandlungen“ wäre allerdings Zurückhaltung geboten. Eine von 1,20–23 her denkbare Individualisierung bzw. Hellenisierung der Eschatologie würde von 3,11.20f. mehr als genug konterkariert – natürlich nur im Fall literarischer Einheitlichkeit. Aber auch der umgekehrte Schluss ist nicht zulässig: Die äußerst negative Stellungnahme zum Sein unter dem Gesetz und der ihr entsprechenden Gerechtigkeit sowie zu den Würdetiteln jüdischer Frömmigkeit in Kapitel 3 deutet nicht notwendig auf eine Position, die sich noch nicht zu der reiferen und ausgewogeneren des Römerbriefs gewandelt hätte, die ja

---

<sup>32</sup> Siehe den Beitrag von Heike Omerzu in diesem Band.

<sup>33</sup> Zu einigen interessanten Aspekten der römischen Hypothese vgl. H. D. BETZ, *Der Apostel Paulus in Rom*, Berlin 2013; DERS., *Studies in Paul's Letter to the Philippians*, WUNT 343, Tübingen 2015.

<sup>34</sup> Das Kennzeichen des Testaments wird sonst bekanntlich gern dem Römerbrief attestiert, so etwa bei G. BORNKAMM, *The Letter to the Romans as Paul's Last Will and Testament* (1963), K. P. Donfried (Hg.), *The Romans Debate. Revised and Expanded Edition*, Peabody 1991, 16–28. Dt. in: ders., *Glaube und Geschichte II, Gesammelte Aufsätze IV*, BEvTh 53, München 1971, 120–139.

besonders in den Kapiteln 9–11 erkennbar wird. Dabei bliebe nicht nur die briefliche Kontextualisierung unterbestimmt,<sup>35</sup> sondern es würde auch die fast nicht mehr überbietbare Negativität von Aussagen wie Röm 5,20; 7,22–24 ausgeblendet. Fazit: Beide Hypothesen, die ephesinische wie die römische, offerieren ihren Verfechtern attraktive Auslegungsperspektiven. An Verführungskraft scheint mir die römische sogar deutlich oben aus zu schwingen. Umso mehr weiß sich der besonnene Kommentator seinem Dienstideal verpflichtet und wird beiden Verortungen Gerechtigkeit widerfahren lassen. Denn um diesen einen Vorteil wird er sich nicht bringen lassen: Er hat sich zwar für eine Option zu entscheiden, aber er braucht sein Haus nicht auf diesem abschüssigen Boden zu bauen.

Andere methodische Instrumente brauchen wir hier nur gerade zu streifen. Für die *textanalytische* Arbeit am Philipperbrief bietet der Kommentar von Wolfgang Schenk eine gute Grundlage – und noch mehr eine Herausforderung.<sup>36</sup> Diese eigenwillige und auf weite Strecken hin sogar idiosynkratische Auslegung wirft genau dort am meisten Gewinn ab, wo man ihr dezidiert entgegentritt. Komplizierter ist es um den *rhetorical criticism* bestellt. Gerade was dieser meist hochgemut zu überfliegen pflegt, will zuallererst sorgfältig beachtet sein: der *ornatus*, also Tropen und Figuren. Bei der „höheren“ Kritik ist demgegenüber Zurückhaltung geboten, da die Verhältnisbestimmung von Rede und Brief, von Rhetorik und Epistolographie bekanntlich mit vielen Schwierigkeiten verbunden ist. Vor allem wird man sich hüten müssen vor der Suggestivkraft einer Supertheorie, die die literarischen Spannungen im Briefaufbau einer ingeniosen Redearchitektur bzw. -strategie zuschreiben will. An diesem Punkt haben die patristischen Interpretationen, auf die wir unten noch zu sprechen kommen, eine wichtige korrektive Funktion. Man darf von den griechischen und später auch lateinischen Vätern, die selber in der rhetorischen Kultur ihrer Zeit, zumal der Zweiten Sophistik, aufgewachsen sind, erwarten, dass sie ein besonders aufmerksames Auge für die Rhetorik der biblischen Texte haben,<sup>37</sup> auch gerade dort, wo diese nicht schulkonform ausfällt. Gegenüber den Gebildeten unter den Verächtern der Bibel stehen die Theologen ja unter enormem apologetischem Druck. Es spricht nicht für ein artifizielles rhetorisches Theoriemodell, wenn die antiken Leser nichts von seiner verborgenen Präsenz bemerkt haben sollten und, frei nach Dan 12,4.9, die Siegel erst in der Spätmoderne gebrochen werden.

<sup>35</sup> Vgl. Omerzu (oben Anm. 32) im Anschluss an M. Gielen.

<sup>36</sup> SCHENK, Philipperbriefe (s. Anm. 31).

<sup>37</sup> Vgl. dazu meinen Aufsatz: S. VOLLENWEIDER, „Archetyp der Vollkommenheit“. Die Lebenswende des Paulus nach der patristischen Lektüre von Phil 3. Ancient Perspectives im Gespräch mit der New Perspective, in: T. Nicklas / A. Merkt / J. Verheyden (Hg.), *Ancient Perspectives on Paul*, NTOA 102, Göttingen 2013, 11–29 (14f.).

#### 4 Erinnerungen an die Zukunft

Eine besondere Herausforderung stellt der Einbezug wirkungsgeschichtlicher Dimensionen dar, wie er im Profil des Evangelisch-Katholischen Kommentars (EKK) angelegt ist. Die Wirkungsgeschichte sollte in den 1960er Jahren das ökumenische Programm dieses Kommentarwerks untermauern: Als Spiegel, der die historische Tiefe erschließt, diene sie der Selbstreflexion des Exegeten auf seine eigene geschichtlich vermittelte Auslegungsposition. Die bisher erschienenen Bände zeigen, wie verschiedenartig der entsprechende Werkzeugkasten eingesetzt werden kann; die Spannweite reicht vom schmalen und entbehrlichen Appendix bis zum anspruchsvollen rezeptionsästhetischen Interpretationsschlüssel. Gibt man als Ausleger dem Proprium des EKK entsprechenden Raum, so hat man nicht nur breite Bestände von Texten und Bildern zu dokumentieren, sondern sieht sich auch vor den Anspruch einer wirkungsgeschichtlichen Hermeneutik gestellt.<sup>38</sup> Rückenwind verleiht der geradezu epochale Aufschwung der Rezeptionsgeschichte im Horizont kulturwissenschaftlicher Perspektiven. Ich beschränke mich im Folgenden auf drei augenfällige Aspekte.<sup>39</sup>

Erstens: Handwerklich sieht man sich zunächst dem Vorwurf mangelnder Professionalität ausgesetzt: Der Neutestamentler ist üblicherweise mit den einschlägigen Disziplinen nicht hinreichend vertraut – Kirchengeschichte von der Antike bis in die Gegenwart, Kunstgeschichte, verschiedene Philologien, Literatur-, Musik- und Medienwissenschaften, usw. Dieser Mangel wird ein Stück weit wettgemacht durch die Lizenz zum Freibeutertum: Der Ausleger folgt in diesem immer noch weithin unerschlossenen Terrain denjenigen Spuren, die sich ihm einmal durch seinen Bibeltext selber, sodann durch zufällige Datenbahnen und schließlich aufgrund seiner eigenen Neigungen anbieten.

Zweitens: Methodisch schwieriger ist es bestellt um die hermeneutische Zuordnung der im Ansatz historisch-kritisch verfahrenen Interpretation zum rezeptionsgeschichtlichen Zugriff. Am einfachsten ist das ‚parataktische‘ Modell, bei dem die selektiv entfaltete Wirkungsgeschichte lediglich eine mehr oder weniger interessierende Zugabe bildet. Das zuvor erarbeitete Textverständnis bleibt davon weitgehend unberührt; die Auslegungsgeschichte bietet bestenfalls ein Sammelsurium von glücklichen und weni-

---

<sup>38</sup> Vgl. den Versuch zu einer kontextuellen europäischen Hermeneutik von U. LUZ, *Theologische Hermeneutik des Neuen Testaments*, Neukirchen-Vluyn 2014, hier besonders 397–409 zur wirkungsgeschichtlichen Hermeneutik unter der Überschrift „Im Gespräch mit philosophischen Vätern: Die Entthronung des deutenden Subjekts und die Wirkungsgeschichte“.

<sup>39</sup> Zum Einbezug der „Effective History“ gerade für den Philipperbrief vgl. M. BOCKMUEHL, *A Commentator’s Approach to the „Effective History“ of Philippians*, JSNT 60 (1995), 57–88.

ger glücklichen Deutungen. Häufig lässt sich den letzteren ein gewisser Unterhaltungswert nicht absprechen. Die Wirkungsgeschichte zeigt dann primär, wie man es nicht machen soll. Interessanter ist das ‚hypotaktische‘ Vorgehen aufgrund der reflexiven Rückkoppelung von Rezeptionsgeschichte und Interpretation. Sowohl die Position des Auslegers wie seine an den Text adressierten Fragen werden ihrerseits wirkungsgeschichtlich lokalisiert und damit relativiert. Auch wenn es sich nahelegt, die Wirkungsgeschichte aus leseökonomischen Gründen jeweils am Schluss eines Abschnitts zu platzieren, könnte sie die gesamte Auslegung ein gutes Stück weit steuern. Allerdings darf man die Latte hier nicht zu hoch hängen: Es sind oft nicht die vorfindlichen, erhaltenen Textauslegungen anderer Zeiten, die dem modernen Interpreten unbewusst oder bewusst die Fährten weisen, sondern sein – auch historisch gewordenes – Gesamtverständnis der biblischen Botschaft. Konkret: Den kontingenten ‚Ort‘ des Kommentators bestimmen meist nicht spezifische Auslegungen von Texten des Philipperbriefs, sondern ganz generell sein Paulusbild und sein Wahrheitsideal.<sup>40</sup>

Drittens: Briefe sind wahrscheinlich noch stärker als die anderen biblischen Textgattungen selektiv rezipiert worden. So sind die Spuren von Zitaten und Anspielungen auf Kapitel und Verse des Philipperbriefs streckenweise markant dicht, streckenweise aber ausgesprochen spärlich. Dies zeigt schon ein kurzer Blick in die Indizes der *Biblia Patristica*.<sup>41</sup> Neben der unvergleichlichen Kumulation für 2,5–11 verzeichnet das gesamte Kapitel 3 zahlreiche *impacts*; in Kapitel 1 sind es immerhin V. 21–26 (Leben und Sterben), in Kapitel 4 V. 7 (der Gottesfriede) und V. 13 (Gott oder Christus als Kraftspender), die stärker beachtet wurden. Wie nicht anders zu erwarten fallen die Passagen, die vornehmlich der brieflichen Korrespondenz dienen und keine theologisch-spirituellen Themen bearbeiten, demgegenüber deutlich zurück. Beim sogenannten Christushymnus selber gelangt der Ausleger nur zu schnell an seine geschöpflichen Grenzen, zumal auch spezielle Monographien, die etwa die Rezeption von 2,5–11 bei einem einzelnen Autor oder in einer bestimmten Zeit untersuchen, dünn gesät sind. Anhand dieses Basistexts, der von der „Gottesgestalt“ und der

---

<sup>40</sup> Zur Verortung der jeweiligen Paulusbilder vgl. meinen Aufsatz: Paulus zwischen Exegese und Wirkungsgeschichte, in: M. Mayordomo (Hg.), *Die prägende Kraft der Texte. Hermeneutik und Wirkungsgeschichte des Neuen Testaments. Ein Symposium zu Ehren von U. Luz*, SBS 199, Stuttgart 2005, 142–159.

<sup>41</sup> Zu Lücken und Tücken der *Biblia Patristica*, soweit deren Bände publiziert worden sind, sowie zur darauf aufbauenden digitalen Datenbank ([www.bibindex.mom.fr](http://www.bibindex.mom.fr)) vgl. A. MERKT, *Novum Testamentum Patristicum. Ein Projekt zur Erschließung der Rezeption des Neuen Testaments in frühchristlicher und spätantiker Zeit*, *Sacra Scripta* 10/1 (2012), 15–38 (17f.) sowie den Beitrag von Tobias Nicklas zur Frage von sehr frühen Rezeptionsspuren in ‚mystischem‘ bzw. ‚gnostischem‘ Milieu in diesem Band.

„Knechtsgestalt“ spricht, ließe sich im Grund die gesamte Entwicklung der altkirchlichen Zweinaturenchristologie rekonstruieren. Auch die altprotestantische Christologie mit ihrer Unterscheidung zwischen dem *status exinanitionis* und dem *status exaltationis* steht ganz im Gravitationsfeld des Christuslobs; dies gilt in besonderem Ausmaß für die lutherische Orthodoxie. Folgt man den Spuren der Wirkungsgeschichte, so verdienen die häufigen intertextuellen Links von Passagen des einen Briefs mit solchen anderer Briefe besondere Aufmerksamkeit: Sie zeigen, wie sich Texte gegenseitig anziehen und interpretieren. Dies ist etwa der Fall bei der Kombination von Phil 1,23 und 2Kor 5,6–8, also bei der individuellen eschatologischen Christusgemeinschaft.

## 5 Reale und virtuelle Leserschaften

Das Profil des Zielpublikums biblischer Auslegungen hat sich in jüngerer Zeit erheblich verändert. Dazu trägt nicht nur der kirchliche Gletscherschwund im deutschsprachigen Mitteleuropa bei, sondern noch mehr der erhebliche Umbruch in der Lese- und Schreibkultur, die die digitale Revolution entfesselt hat. Voluminöse Kommentare zählen nicht mehr zum Grundbestand von Pfarrerbibliotheken; selbst in akademischen Szenen gelingt es weithin nicht mehr, die Informationsfülle eines detaillierten Kommentarwerks wirklich auszuschöpfen. Trotzdem ist ein großer Kommentar nicht einfach das Werk eines Spezialisten für andere Spezialisten, sozusagen *l'art pour l'art*. Er bleibt die hoffentlich ergiebige Adresse für Tiefenbohrungen, auf die von Fall zu Fall nicht nur Fachkollegen und Universitätsangehörige, sondern Funktionsträger in Kirche und Bildungswesen angewiesen sind. Der Evangelisch-Katholische Kommentar spielt dabei einen nach wie vor entscheidenden Vorteil aus: seine programmatische Ökumenizität, jedenfalls zwischen römisch-katholischer und protestantischer Konfession. Handwerklich wird seine Ökumenizität durch das Arbeitsmodell der Syzygie gesichert: Das von einer Verfasserin oder einem Verfasser vorgelegte Skript wird von einer Kollegin oder einem Kollegen der jeweils anderen Konfession gegengelesen; es besteht dabei das grundsätzliche Recht, ein entsprechendes Votum in den Kommentartext selber einfließen zu lassen.<sup>42</sup>

Abgesehen von der speziellen konfessionellen Profilierung dieser Kommentarreihe hat sich der Ausleger mit ganz grundsätzlichen Fragen

---

<sup>42</sup> Faktisch ist dies bisher nur einmal geschehen, nämlich bei der Auslegung von Eph 4 durch R. SCHNACKENBURG, *Der Brief an die Epheser*, EKK 10, Zürich / Neukirchen-Vluyn 1982, die den reformierten Syzygos E. Schweizer zu einer kritischen „Anmerkung des evangelischen Partners“ veranlasst hat (S. 195f.).

des Bildungsstands seiner mutmaßlichen Leserschaft auseinanderzusetzen. Man darf weder mit biblischem Grundwissen noch mit humanistisch-altsprachlicher Kompetenz rechnen. Die veränderte Großwetterlage in kultureller Formation wie in religiöser Orientierung, die wir unter dem Etikett der „späten Moderne“ begreifen, spielt besonders auch in der „Zusammenfassung“ der Auslegung, die in vielen Kommentarwerken die Analyse und die Vers für Vers erfolgende Erklärung bilanziert, eine entscheidende Rolle. Für meinen Teil suche ich einen Weg zu wählen, der sich dem Ideal des Schriftgelehrten, der ein „Jünger des Himmelreichs“ geworden ist, angleicht (Mt 13,52): dem „Hausherrn, der Neues und Altes aus seiner Schatzkammer hervorholt“. Die Auslegung sollte versuchen, zwei Perspektiven miteinander in Wechselwirkung zu bringen: eine moderne kulturwissenschaftliche Fragestellung und, gegenläufig dazu, eine dezidiert hermeneutisch-theologische, durchaus altmodische Sichtweise, die es ernst nimmt, dass die Bibeltexte ihre Rezipienten mit der Wirklichkeit Gottes konfrontieren wollen.<sup>43</sup>

## 6 Eine Designvision

Wir beschliessen unsere *Tour d'horizon* rund um den Philipperbrief mit einem Ausblicken auf vier verheissungsvolle Auslegungsräume.

1. Es gilt heute als state of the art, sich vor einer Falle zu hüten, die etwa im 20. Jh. so manche Debatten erzeugt hat: dem angeblichen Grabenbruch zwischen Hellenismus und Judentum. An die Stelle der älteren genealogischen Ableitung neutestamentlicher Motive und Denkfiguren, die sich oft auf Alternativen versteift hat, ist weitherum eine im Ansatz kulturwissenschaftliche Horzonterweiterung getreten, die mit der Koexistenz wechselwirkender kultureller Felder rechnet.<sup>44</sup> Den Philipperbrief *beyond the Judaism/Hellenism divide* auszulegen,<sup>45</sup> heisst dann, von vornherein simultan mit den bewährten Analysemitteln zur Identifizierung ‚hellenistischer‘ wie ‚biblisch-jüdischer‘ Textbausteine und Komplexe zu arbeiten.

---

<sup>43</sup> Vgl. dazu meine Überlegungen: Heilvolle Wende? Exegese im Zeichen der Kulturwissenschaften, in: P. Lampe / M. Mayordomo / M. Sato (Hg.), Neutestamentliche Exegese im Dialog. Hermeneutik – Wirkungsgeschichte – Matthäusevangelium (FS U. Luz), Neukirchen-Vluyn 2008, 111–120.

<sup>44</sup> Zum entsprechenden „Paradigma der als fluides Netzwerk interpretierten Wissensordnungen“ vgl. Christoph Marksches in diesem Band.

<sup>45</sup> Es ist das Verdienst von T. Engberg-Pedersen, diesen Paradigmenwechsel programmatisch dokumentiert zu haben: T. ENGBERG-PEDERSEN (Hg.), *Paul Beyond the Judaism/Hellenism Divide*, Louisville 2001. Speziell im Blick auf den Philipperbrief rät Engberg-Pedersen im vorliegenden Band dazu, die Kontrastierung von „Apokalyptik“ und „Philosophie“ zu überwinden.

Für unseren Briefverfasser als „Bürger zweier Welten“ ist das schon im Ansatz sinnvoll, gerade auch für Phil: Paulus' Hoffnung auf eine postmortale Existenz „mit Christus“ (1,21–26) kombiniert Elemente des hellenistischen Pessimismus und der platonischen Metaphysik mit solchen der Psalmenfrömmigkeit, der jüdisch-apokalyptischen Eschatologie und (vielleicht) der Märtyrerhoffnung. Beim Christuslob (2,5–11), stamme es nun vom Apostel selber oder aus den für ihn massgeblichen Traditionsbeständen, weist allein schon die Anspielung auf die monotheistische Spitzenaussage von Jes 45,23 auf judenchristliche Reflexion zurück, zusammen mit dem biblischen Schema von Erniedrigung und Erhöhung (Lk 14,11 parr.). Umgekehrt spiegeln die epiphaniale Motivik und möglicherweise die mit Divinisation einhergehende Erhöhung auch hellenistisch-römische Vorstellungen. Beim himmlischen Gemeinwesen (3,20f.), zusammen mit dem Hervortreten des Heilands, kommt man vollends mit monokulturellen Ableitungen nicht mehr durch.

Anders steht es mit den Adressaten des Schreibens: Auf Seiten der Philipper rückt der hellenistische bzw. römische Kontext in den Vordergrund, so sehr sich die junge Christengemeinde auch in die „Schriften“, in die Septuaginta, vertieft haben mag. Der mit anderen Briefen verglichen schwache Rückbezug auf Tora und Propheten, ein typisches Merkmal des Philipperbriefs, könnte damit zusammenhängen, zumal wir in der makedonischen Stadt auch nicht mit nennenswerten jüdischen Vorgaben rechnen können. Diese spezielle Konstellation der Empfänger verändert aber das Geschäft der Auslegung des Philipperbriefs nicht grundlegend, da man methodisch gut beraten ist, den Pol der Produktion, also des Briefautors, gegenüber demjenigen der Rezeption, den Briefadressaten, zu privilegieren. Das ‚multikulturelle‘ Paradigma muss sich aber an einem anderen Ort einschränken lassen: Wer grossherzig den Inklusionen huldigt, verspielt manchmal ohne Not die Trennschärfe, die die ältere Motiv- und Religionsgeschichte ausgezeichnet hat. Fernerliegende hellenistische oder römische Analogien spielen oft keine nennenswerte Rolle für das Verständnis unserer Texte; kommt man beim Auslegungsgeschäft mit Biblisch-Jüdischem gut aus, braucht man die anderen Optionen nicht eigens zu berücksichtigen. Exklusionen haben deshalb ihr bleibendes Recht im wissenschaftlichen Verfahren. Dies gilt es gerade bei neueren sozialgeschichtlichen Hypothesen etwa zu sehr spezifischen Sonderformen von Vereinen oder von Patronatsformen im Blick zu haben. Das allenfalls auch noch Mögliche ist nicht immer das Wahrscheinliche.

2. Damit haben wir einen weiteren Brennpunkt moderner Interpretationen unseres Briefs angesprochen: Ist es möglich, dem Philipperbrief eine Sonderstellung zuzuschreiben in dem Punkt, dass er in besonderer Weise ein Bewusstsein um „*Romanitas*“ zum Ausdruck bringt? Die Aufmerksamkeit für den spezifischen sozioökonomischen Hintergrund der philippi-

schen Gemeinde hat in den letzten Jahrzehnten enorm zugenommen.<sup>46</sup> Der Status der Stadt als *Colonia Iulia Augusta Philippensis* geht mit einer Vielzahl von politischen, ökonomischen, sozialen und kulturellen Parametern einher, die möglicherweise auch das Selbstverständnis und das Innenleben der christlichen Gemeinschaft bestimmten und die wir bei den anderen von Paulus angeschriebenen Gemeinden so nicht voraussetzen können. Der Überblick von Benjamin Schliesser<sup>47</sup> stellt – neben dem mehr topisch-generellen Freundschaftsparadigma – insbesondere das Rechtsinstitut der konsensualen *societas*, das Benefizialwesen, das Patronatswesen samt der Vermittlungspraxis des Brokers und schließlich translokale Profile reichsrömischer Vereine vor Augen. Nun ist es schwer vorstellbar, dass der erfolgreiche Missionar nicht in sehr gezielter Weise auf das distinkte kulturelle Setting seiner Adressaten eingeht und das Evangelium in diesem Kontext artikuliert. Wir dürfen dem römischen Bürger Paulus auch ein nennenswertes Bewusstsein für Belange römischer Ethnizität zuschreiben. Anders wäre sein kühner Plan, im weitgehend lateinischen Spanien ein Missionswerk aufzubauen, nicht vorstellbar. Sodann ist davon auszugehen, dass römische Werte und Normen für die philippischen Christen, die mit überwiegender Mehrheit den Griechen, und hier der städtischen Unter- und Mittelschicht, etwa den Gewerbetreibenden, zuzurechnen sind, eine enorme Orientierungsfunktion hatten.<sup>48</sup> Die in neueren Arbeiten fokussierten Bezugfelder gehen aber weit über solche sehr allgemeinen und eigentlich selbstverständlichen Kontextualisierungen hinaus: Man bemüht äusserst spezifische und teilweise nur entlegen dokumentierte Sozial- und Rechtsmuster, die die paulinische Argumentation hintergründig steuern sollen. Ich bin sehr zurückhaltend gegenüber dem Versuch, dem Philipperbrief einen Sonderstatus gegenüber den anderen Briefen zuzuschreiben. Seine Argumentationsstrategien und seine Handlungsdirektiven sind nicht so grundlegend anders als das, was uns etwa die Korintherkorrespondenz vor Augen stellt. Dies gilt neben den politischen und sozialen Strukturen, die die Architektur der paulinischen Ekklesiologie bestimmen – und wozu ganz unbestreitbar gerade Elemente des Vereinswesens zählen –,<sup>49</sup> auch

---

<sup>46</sup> Von großem Einfluss war hier insbesondere das Werk von P. PILHOFER, *Philippi*, Band 1: Die erste christliche Gemeinde Europas, WUNT 87, Tübingen 1995. Zeitgleich ist erschienen: L. BORMANN, *Philippi. Stadt und Christengemeinde zur Zeit des Paulus*, NT.S 78, Leiden 1995. Eva Ebel arbeitet in diesem Band insbesondere für das Politeuma von Phil 3,20 sowohl Gewicht wie Grenzen des römischen Hintergrunds heraus.

<sup>47</sup> Hier in diesem Band.

<sup>48</sup> Die Monographie von Peter Oakes hat diese Zusammenhänge eindrucklich vorgeführt: P. OAKES, *Philippians. From People to Letter*, MSSNTS 110, Cambridge 2001. Das Buch geht auf eine Oxforder Dissertation von 1995 zurück; erstmals vorgestellt TynB 47.2 (1996), 371–374.

<sup>49</sup> Vgl. speziell zum Philipperbrief den Beitrag von Markus Öhler in diesem Band.

generell für den Bereich des Orientierungswissens: Wo der Philipperbrief römische Werte und Normen artikuliert, handelt es eher um eine Verstärkung von kulturellen Standards, die für die gesamte östliche Mittelmeerwelt charakteristisch sind. Die Kategorien von Ehre und Schande, von Prestige und von sozialem Status, erfahren durch das römische Setting eine Intensivierung, die eine aufmerksame Auslegung des Philipperbriefs herausarbeiten vermag.

3. Der Fokus auf *shame and honour* erlaubt es nun in der Tat, eine Eigenart unseres Briefs herauszustellen, die ihn charakteristisch von den anderen uns erhaltenen authentischen Paulusbriefen abhebt: die auffallend starke Präsenz von *panegyrischen bzw. epideiktischen Formelementen*. Der Brief als ganzer ist zwar nicht dem – epistolographisch durchaus möglichen – epideiktischen Genus zuzuschlagen, arbeitet aber vielfach mit den Figuren von Lob und Tadel bzw. Ehre und Schande. Prominent ragt natürlich heraus das Christuslob in Phil 2,5–11 mit dem Kontrast zwischen Erniedrigung und Erhöhung, jeweils mit den Extrempunkten von schändlicher Kreuzigung und ausgezeichnete Huldigung durch die Wesen aller Welten. Zu nennen sind sodann diejenigen Passagen, wo ein Exemplum christusförmiger Existenz im Dienst an den Gemeinden präsentiert wird: Timotheus (2,19–24) und Epaphroditus (2,25–30).<sup>50</sup> Dies gilt namentlich auch für den Apostel selber, der sich in verdichteter Form zum Objekt von Tadel und Lob macht und folgerichtig zu seiner Nachahmung aufruft (Kap. 3):<sup>51</sup> negativ im Verfolgen „eigener Gerechtigkeit“, positiv im Erweis der „Glaubensgerechtigkeit“. Der Seite des Tadels, hier ins nahezu Unermessliche gesteigert, sind auch die Gegner zuzuordnen (V. 2.18f.), im Kontrast zu den Christusgläubigen (V. 3.20). Epikdeiktische Elemente finden sich auch in den übrigen Partien des Briefs.<sup>52</sup> Darunter fällt insbesondere die Imagination des „Lobs am jüngsten Tag“: Der Erwartung einer Ehrung vor dem himmlischen Forum schreibt Paulus nicht nur für sich selber, sondern auch für seine Gemeinden eine enorme Motivationskraft zu.<sup>53</sup> Charakteristisch für die Theologie des Apostels ist dann allerdings die Figur, empfangene Ehre dem Geber, Gott selber, zurückzuspielen (vgl.

---

<sup>50</sup> Zur hier erkennbaren „Matrix des Hymnus“ vgl. den Beitrag von Peter Wick in diesem Band.

<sup>51</sup> An der Mimesis als „Mitdarstellung“ der paulinischen „Schilderung und Exegese des Lebens und Leidens von Christus“ arbeitet Manuel Baumbach in diesem Band die hermeneutische Funktion des „stimmungsvollen Lesens“ heraus.

<sup>52</sup> Für eine entsprechende Analyse s. R. BRUCKER, „Christushymnen“ oder „epideiktische Passagen“? Studien zum Stilwechsel im Neuen Testament und seiner Umwelt, FRLANT 1976, Göttingen 1997.

<sup>53</sup> Vgl. meinen Aufsatz: Lob am jüngsten Tag. Zum Hintergrund der Gerichtserwartung im Philipperbrief, in: W. KRAUS (Hg.), Beiträge zur urchristlichen Theologiegeschichte, BZNW 163, Berlin 2009, 307–317.

1Kor 4,7).<sup>54</sup> Im Hintergrund steht die spezielle Semantik, die das Wort *δόξα* im biblischen Griechisch gewonnen hat – von Ruhm und Ansehen bis zur Herrlichkeit Gottes.

4. Auch wenn man davon absieht, den Philipperbrief konsequent einer *lectio Romana* zuzuführen, gibt es doch gute Gründe, ihn als ein Dokument *politischer Theologie* auszulegen.<sup>55</sup> Sein Autor liegt in römischen „Ketten“ (1,7.13.17), und im hängigen Verfahren ist das Schlimmste zu befürchten (1,19ff.). Es geht um nicht weniger als um eine „Apologie zugunsten des Evangeliums“ (1,16). Die Gegner repräsentieren die Mächte der Finsternis (1,28; 2,15). Spätestens wenn der Heiland von der himmlischen Stadt herunter kommt (3,20f.), empfängt er als der einzige wahre Kyrios und Welt-herrscher die Huldigung all derer, die den Himmel, die Erde und die Totenwelt bewohnen (2,9–11) – Jesus Christus kommt so faktisch in die Gegenposition zum römischen Kaiser zu stehen. Es ist heute, nach dem Kollaps des Warschauer Pakts, einfacher, die frühchristlichen Texte darauf hin zu befragen, inwieweit sie als Stimmen des ‚Widerstands gegen Rom‘ in Betracht kommen.<sup>56</sup> Man gerät nicht mehr notwendig in das Fahrwasser marxistischer Geschichtstheorien, wie es etwa in befreiungstheologischen oder postkolonialen ‚Diskursen‘ öfter zu konstatieren ist. Abseits von ideologischen Fixierungen nach politischer Theologie zu fragen, heisst allerdings nicht, nun auf den Wellen der ‚antiimperialistischen‘ Interpretation zu surfen. Das ist im Fall des Apostels Paulus nicht nur im Blick auf den robusten Wellenbrecher von Röm 13,1–7 schwierig, sondern noch mehr aus methodologischen Gründen: Seine Texte lassen sich nur mittels massi-

---

<sup>54</sup> Vgl. dazu BRUCKER, „Christushymnen“ (s. Anm. 52), 345: „Keine lobende Aussage wird ungebrochen als solche stehengelassen“ (vgl. 301f.320f.335.340.137–141). Zum Umgang mit dem Rühmen seiner selbst bzw. dem Selbstlob vgl. den Beitrag von Thomas Schmeller in diesem Band; C. GERBER, *Καυχᾶσθαι δεῖ, οὐ συμφέρον μὲν ...* (2 Kor 12,1). Selbstlob bei Paulus vor dem Hintergrund der antiken Gepflogenheiten, in: C. Breytenbach (Hg.), *Paul’s Graeco-Roman Context*, BEThL 277, Louvain 2015, 213–251 (zu Phil 3: 238–242).

<sup>55</sup> Dazu vgl. meinen Aufsatz: Politische Theologie im Philipperbrief?, in: D. Säniger / U. Mell (Hg.), *Paulus und Johannes*, WUNT 198, Tübingen 2006, 457–469. In eine ähnliche Richtung geht A. STANDHARTINGER, Eintracht in Philippi. Zugleich ein Beitrag zur Funktion von Phil 2,6–11 im Kontext, in: P.-G. Klumbies / D. S. du Toit (Hg.), *Paulus – Werk und Wirkung*, FS A. Lindemann, Tübingen 2013, 149–175.; vgl. DIES.; Die paulinische Theologie im Spannungsfeld römisch-imperialer Machtpolitik. Eine neue Perspektive auf Paulus, kritisch geprüft anhand des Philipperbriefs, in: F. Schweitzer (Hg.), *Religion, Politik und Gewalt*, VWGTh 33, Gütersloh 2006, 364–382.

<sup>56</sup> Diese weithin vernachlässigte Fragestellung hat seinerzeit programmatisch behandelt H. FUCHS, *Der geistige Widerstand gegen Rom in der antiken Welt*, Berlin 1938 (2<sup>1964</sup>).

ver Konstruktionen als *hidden transcripts* dechiffrieren.<sup>57</sup> Das antiimperialistische Pathos gibt deutlich seinen kulturellen Resonanzraum zu erkennen: die Überdehnung der US-amerikanischen Geopolitik unter dem jüngeren Präsidenten Bush, unterlegt von der medialen Magie der Star Wars-Trilogie. Eine nüchterne politische Interpretation paulinischer Briefe, und hier besonders des Phil, setzt gegenüber der Antithese viel stärker auf die Figur der *Überbietung*: Christliche Gemeinden bauen nicht einfach einen Kontrast zur imperialen Gesellschaft auf, sondern sie übertreffen die vorfindlichen Gemeinschaftsformen: was eine Polis und ein Haushalt eigentlich sein soll, was Friede, Gleichheit, Gemeinschaft und Freiheit in ihrer Fülle ausmacht, hier unter den Geschwistern „in Christus“ ist es Wirklichkeit – fragmentierte Wirklichkeit im Zeichen der himmlischen Stadt, an der die Christusgläubigen schon hier und jetzt teilhaben und deren Offenbarwerden sie in naher Zukunft erwarten (Phil 3,20f.; Gal 4,26; vgl. Hebr 11,16; 12,22–24). Die Standards christlichen Verhaltens richten sich nach den Lebensregeln dieser Polis (Phil 1,27). Eine so gesteuerte politische Lektüre könnte gerade einem Kommentar zu unserem Brief an die *Colonia Iulia Augusta Philippensis* ein markantes Profil verleihen.<sup>58</sup>

\*\*\*

Wir kommen zum Schluss und verlassen unsere überschaubare Textinsel des Philipperbriefs, um in hohe See zu stechen. Vielleicht ragen in der Umgebung einige Felsen und Bänke von unterseeischen Gestaden knapp aus der Meeresoberfläche – Relikte von Textwelten, die für die Altertumsforscher grösstenteils unwiederbringlich verloren sind, auch wenn sie gern von überraschenden Funden träumen mögen. Wer aber gedankenverloren den Blick schweifen lässt, wird in den blaugrünen Tiefen tausendfacher Brechungen des Sonnenlichts ansichtig. Sie lassen an die unendlich vielen Deutungen denken, die die Texte über die Jahrhunderte hinweg erzeugt haben, ernste und verspielte, trockene und phantasievolle, naheliegende und entlegene, passende und schräge, betörende und erschreckende, gute und schlechte. Lässt man sich, postmodern couragiert, in dieses unentwegt wabernde Spiel der Spiegelungen hineinziehen, ist die Chance groß, dass

---

<sup>57</sup> Zur Problemstellung vgl. OMERZU (oben Anm. 32); C. HEILIG, *Hidden Criticism? The Methodology and Plausibility of the Search for a Counter-Imperial Subtext in Paul*, WUNT 2/392, Tübingen 2015.

<sup>58</sup> Wie sehr der Blick auf politische ‚Diskurse‘ die Exegese bereichern kann, zeigen die Analysen zum Römerbrief sowie zum 1. Thessalonicherbrief von S. KRAUTER, *Studien zu Römer 13,1–7. Paulus und der politische Diskurs der neronischen Zeit*, WUNT 243, Tübingen 2009; DERS., *Auf dem Weg zu einer theologischen Würdigung von Röm 13,1–7*, ZThK 109 (2012), 287–306; J. R. HARRISON, *Paul and the Imperial Authorities at Thessalonica and Rome. A Study in the Conflict of Ideology*, WUNT 273, Tübingen 2011.

sie sich zu nautischen Archetypen verdichten – zu Sirenen und Lotophagen, einäugigen Riesen und Kirken, Skyllen und Charybden, Windbräuten und Schiffbrüchen. Dergestalt locken sie zum Kunsthandwerk der Allegoresen. Wer aber mit suchendem und sehndem Blick durch all diese schimmernden Myriaden von Brechungen hindurchdringt, wird hinter ihnen allen der wogenden Kraft und der berückenden Tiefe des Meers gewahr – Unendlichkeit und Abgrund, Sinnbild des lebendigen Gottes, jenseits aller Deutungen und Symbolisierungen, und zugleich – „mitten unter euch!“